



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 28.

Wiesbaden, den 9. April 1916.

5. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Ein niederdeutscher Maler.“ von G. Koldemanz. — „Feldbinnen.“ von Klara Blüthgen. — „Das Hundemütterchen von Paris.“ eine Flüchtigkeitsgeschichte von J. Graf Romano. — „Allderbogen fürs Haus.“ — „Bessere Ede.“

Zum Geleite.

Unser deutsches Volk muß Macht gewinnen wollen. Für manche Ohren ist das Wort Macht zu hart; aber ohne Macht gibt es keinen Staat, keinen Fortschritt. Ein Volk ohne Machtideale verliert sich in Tändeleien.
Friedrich Raumann.

Ein niederdeutscher Maler.

Von G. Koldemanz.

Der in Weimar als Direktor der Großherzoglich Sächsischen Hochschule wirkende Maler Professor Fritz Madensen vollendete am 8. April sein fünfzigstes Lebensjahr. Der Name dieses starken niederdeutschen Künstlers ist für alle Zeiten mit Worpsswede verknüpft, jenem bei Bremen gelegenen niedersächsischen Moordorf, dessen schwermütige herbe Landschaft der junge Akademiker Madensen bereits 1884 entdeckte. Fritz Madensen ist im Jahre 1866 in dem braunschweigischen Flecken Greene bei Kreienfeld geboren. Sein Vater zeichnete selbst und vermittelte seinem Sohne früh die liebevolle Anschauung der Natur. Auf dem Gymnasium zu Holzminden entwickelte sich die malerische Begabung des Knaben mit Hilfe eines ihn fördernden Zeichenlehrers weiter, so daß in dem Heranwachsenden der Entschluß Maler zu werden, erwachte. 1884 durfte er die Akademie in Düsseldorf beziehen, wo neben Peter Janssen, der so früh dahingegangene Bodelmann seine künstlerische Entwicklung beeinflusste. Die Tochter seiner Düsseldorfer Wirtin erzählte ihm von den Reizen des Dorfes Worpsswede, und als der junge Künstler zum erstenmal die herbe Schönheit des einsamen Moordorfes sah, fühlte er, daß in dieser Umgebung sich die Keime seiner Kunst entsafeln würden. Als er sich dann in München unter Fritz August Kaulbach und Diez weiterbildete, wirkten die Bilder Rembrandts, Feuerbachs und Böcklins stärker auf ihn, als seine Lehrer. Hier trat er auch dem Trierer Hans Emde näher und mit diesem und dem Düsseldorfer Freunde Otto Moderfohn zog er im Juni 1889 nach Worpsswede, wo sie einen prächtigen Sommer verlebten. Als sich im Herbst lodrende Farbenpracht über Heide, Moor und Wiesen ergoß und die Birken und die ganze Landschaft in violettten Schimmer getaucht war, sollte die Stunde des Abschiedes kommen: die Koffer waren gepackt und die drei machten einen letzten Gang durch das Moor. Doch unter dem braunroten Zauber der Herbstlandschaft brachen alle Vor-

sätze nach München zurückzukehren, zusammen. Die drei Maler ließen Akademie Akademie sein und beschlossen, den Winter in Worpsswede zuzubringen. Ein reicher Bauer öffnete ihnen gastfrei sein Gehöft. Seit jener Zeit verlebten die Drei Sommer für Sommer in Worpsswede. Zwischendurch studierte Madensen in Karlsruhe (1892/93) und in Berlin (1893/95) weiter. Später schlossen sich noch Fritz Overbeck, Heinrich Vogeler und Karl Dinnen dieser Malergruppe an. Anfangs hatten die Künstler wenig Beachtung gefunden, doch als 1895 Madensen, Moderfohn, Overbeck, Vogeler und am Ende im Münchener Glaspalast erschienen, war ihnen ein großer Erfolg beschieden. Am stärksten wirkte Madensens großes Freilichtbild eines „Gottesdienstes im Freien“, für das er die Große goldene Medaille erhielt. Diese riesige Leinwand, im Kampf mit den Unbilden der Witterung im Freien gemalt, hat Madensen mit einem Schlage bekannt gemacht. Schon bei seinem ersten Aufenthalt hatte ein Missionsfest ihm die Anregung dazu gegeben, 1887 sah er wieder ein Missionsfest, doch erst 1893 gediehen seine mühseligen Studien und Skizzen so weit, daß er mit dem Malen beginnen konnte und erst nach zwei Jahren war die schwierige Aufgabe gelöst. Das bedeutsame Werk hängt heute im Kestner-Museum zu Hannover. So wurde Madensen der Maler der Worpssweder Bauern, die er lebenswahr in ihrer knorrigen Art geschildert hat. Er zeigt die Männer mit ihren scharfgeschnittenen harten Gesichtszügen, die oft schon verwelkten alten Weiblein mit ihren Hauben und die glattgescheitelten Mädchen. Die schwere schweigende Stimmung des Moores liegt über diesen wie in Holz geschnittenen Gestalten. Er zeigt sie beim Gottesdienst und bei Beerdigungen in ihren altväterlichen Röcken, Halsbinden und hohen Hüten.

Ein Jahrzehnt später entstand die zweite große Schöpfung dieser Art, die 1906 bei Fritz Gurlitt gezeigte

„Bergpredigt“, die der Künstler der Universität Heidelberg schenkte, wo sie an einer Wand der Universitätsbibliothek einen wirkungsvollen Platz fand. Jesus steht auf dieser Bilde an einer mächtigen knospenden Eiche, deren Aeste die Gemeinde überschatten mit ausdrucksvollem Augenaufschlag und leicht erhobenen Händen unter einem blaß-blauen Himmel in der bräunlichen Heide. Die Figur hebt sich in leuchtenden Reflexen von dem tiefen Blau des Hintergrundes, dem Grün der Felder und dem Eila der Heidekrautsträucher ab. Frauen und Männer, Mädchen und Knaben stehen, knien und lagern als prächtige niederdeutsche Volkstypen vor der predigenden Christusgestalt. Von den anderen Werken überzeugt besonders die „Trauernde Familie“ durch ihre schlichte Wahrheit, das Werk ist im Besitz der Verbindung für historische Kunst. Die Bremer Kunsthalle erwarb den „Säugling“ (1895) und die „Alte Frau mit Ziege“ (1901), im städtischen Museum zu Braunschweig hängt die Landschaft „Dämmerung“ (1902), im Großherzoglichen Museum zu Oldenburg ein „Tierbild“ und im Albert-Museum zu Chemnitz die „Wöchnerin“ (1907). Eine prächtige Arbeit ist das Bild „Die Scholle“, auf dem zwei Frauen mit weißen wehenden Kopftüchern eine Egge über das Feld ziehen, während ein alter barhäuptiger Bauer in Holzpantinen hinterher schreiet, um die Egge durch eine Keine zu heben. Auf der „Bugra“ in Leipzig konnte man Mackensen als trefflichen Zeichner bewundern. In einem „Badesen“, einer „Schifferhütte“ und den Zeichnungen „Regenbogen“, „Moosweg“, „Weide“, „Frau auf dem Felde“ gab der Künstler reizvolle Umrisse aus seiner Studienmappe. Er ist auch in seinen Radierungen der Natur immer treu geblieben und hat hier neben den figürlichen Darstellungen, Landschaften und Innenräume geschaffen. Er hat auch zahlreiche Bildnisse, u. a. von Voermann, Marshall von Bieberstein, Staatsminister von Otto und andere Persönlichkeiten gemalt. Seit 1910 wirkt der Künstler in Weimar als anregender Lehrer, im Sommer zog es ihn aber alljährlich wieder nach seinem Künstlerheim in Worpsswede. 1907 fiel ihm der Villa Romano-Preis für eine Studienreise nach Florenz zu. Eine kleine goldene Medaille und einen Ehrenpreis errang er 1896 in Berlin, große goldene Medailen in Dresden (1897) und Wien (1898). Professor Mackensen, der seit 1898 auch im Vorstande des Deutschen Künstlerbundes wirkt, hat seit Beginn des Weltkrieges Pinsel und Palette mit dem Degen vertauscht, er ist Hauptmann der Reserve.



Heldinnen.

Von Klara Blüthgen.

Man rühmt euch nicht. Das Opfer, das ihr bringt
Reißt eure Toten zu der Schar der Toten.
Dah ihr die Tränen stark hinunterzwingt,
Ist eure Pflicht, von großer Zeit geboten.

Die Zeit, die euren Jammer unterpflißt
Wie gelbe Blätter, die im Herbst siele,
Fragt nicht danach, was sie euch angefüßt —
Was will der Eine unter Vielen, Vielen?

Eu'r schwarzes Kleid ist wie ein Ordenskleid.
In starrem Schweigen hat es euch verpflichtet.
Der schwarze Schleier überdeckt eu'r Leid
Und alles, was für ewig euch vernichtet.

Aufrecht und stolz — gefakten Angesichts
„In stolzer Trauer“ geht ihr eure Pfade.
In eure Nacht fällt nur ein Strahl des Lichts,
Um eines bittet ihr: der Arbeit Gnade.

Die Stärksten seid ihr in dem Lazarett.
So findet keine tiefe Mitleidstöne,
So beugt sich keine auf ein Krankenbett,
Denn alle Kranken sind jetzt eure Söhne.

Nicht bent' eu'r Hirn der dumpfen Trauer Raum —
Die Zeit verlangt's: die Zähne zugebissen!
Nur manchmal schleicht ein Weh durch euren Traum —
Und tränennaß sind morgens eure Rissen — — —

Das Hundemütterchen von Paris.

Eine Flüchtlingsgeschichte von J. Graf Komtano.

„Nur nicht so zittern, gutes Frauchen! Sie stehen hier vor teilnehmenden Landsleuten! Der Pariser Pöbel ist Gottlob ferne! — Gebt dem Frauchen einen Stuhl — so! — Und nun schöpfen Sie erst einmal Atem und fassen Sie sich in Ruhe, ehe Sie uns Ihre Leidensgeschichte erzählen!“

Tiefes Mitleid bebte durch die Stimme der „Fürsorgedame“ im Flüchtlingsheim zu M und ihre Augen ruhen in ungewöhnlicher Teilnahme auf der seltsamen Gestalt, die wie ein Häufchen Unglück auf dem Stuhl vor ihr zusammengesunken ist. Selbst an dieser Stelle, an der man doch gewöhnt ist, das Elend auch in grotesker Gestalt zu sehen, hat die Erscheinung des armen, verstorbenen Weibes schmerzliche Ueberraschung erregt.

Das Alter der Frau ist undefinierbar. Ein Hauch wie von staubigem Grau liegt auf ihrem Haar, ihren eingefallenen Zügen, ihrer schwächtigen Gestalt. Sie trägt noch immer dieselbe Kleidung, in der man sie im August vorigen Jahres in Frankreich gefangen setzte und die ihr fast in Stücken vom Leibe fällt; Strümpfe, von deren ursprünglichem Gewebe nichts mehr sichtbar ist, so sehr sind sie geflißt, übernäht und eingestückt mit Dutzenden verschiedenerfarbiger Stofflappchen; Schuhe, deren zeretzte Sohlen übernagelt und „ausgebessert“ sind mit Streifen von alten Blechdosen, gefunden auf dem Müllhaufen im Gefangenenlager; ein Kleid mit zahllosen Rissen, dessen ausgefranster Saum am Boden schleift und über das schamvoll verhüllend ein alter Shawl geworfen ist. Schwer leuchtend hat sie das Haupt auf die Lehne des Stuhles sinken lassen und ihre Gestalt, wie sie sich so in ihrer ganzen Hinfalligkeit dem Auge des Mitleids darstellt, ist wie ein stummer Schrei der Not, wie ein Bild des Jammers, das der brodelnde Schlamm der großen Kloake Paris ans deutsche Ufer gespien hat.

Aber bald beleben sich ihre Züge, eine ungewöhnliche Energie strafft ihre Glieder, in ihre Augen tritt ein febriger Glanz, der sich bis zu fanatischem Feuer steigert, wenn sie von der „großen Leidenschaft“ ihres Lebens spricht, und in überstürzter Schilderung, die nur gehemmt wird, so oft sie nach Ausdrücken sucht in ihrer halbvergesenen, deutschen Muttersprache, erzählt sie ihre seltsame Lebensgeschichte.

Magdalena Landmann war die Tochter eines biederen deutschen Müllers im Thüringerlande. Sie hatte seit ihrer Kindheit eine besondere Vorliebe für Tiere. Die Tauben im Schlag, die Singvögel im Käfig, die Vierfüßler im Stall und ganz besonders die Hunde erfreuten sich ihrer heißen Zuneigung und ihrer kindlichen Fürsorge. Da gab es keinen noch so bissigen Köter im Dorf, mit dem das Lenchen nicht einmal sein Vesperbrot geteilt oder dem es nicht freundlich das ruppige Fell gestreichelt hätte. Auf seinen Gängen durchs Dorf umwedelte und umsprang das kleine Mädchen immer ein halbes Dutzend seiner dankbaren vierfüßigen Freunde. Kam zuweilen eine wandernde Menagerie oder eine Seiltänzertruppe durch die Gegend gezogen, dann stand das barfüßige Müllerlenchen gewiß den lieben langen Tag vor den Käfigen oder bei den Ställen, streichelte die bunt aufgezäumten Pferdchen, brachte den ausgehungerten dressierten Pudeln der Gesellschaft sein Stück Fleisch vom Mittagessen und mußte am späten Abend von der zürnenden Müllerin unter Schelten und Püffen nach Hause geholt werden. Am liebsten wäre es mit den Gauklern in die weite Welt gezogen. Es war ein Tropfen von Abenteuerlust in dem Kinde. Gott weiß, woher. Die nüchternen Leute im Dorfe, die so abhold waren jeder Gefühlsäußerung, noch dazu gegenüber der Tierwelt, schüttelten über das Mädchen die Köpfe und nannten es spöttisch „die Hundelene“. Wie jeder Spottname heftete sich auch dieser wie eine Klette an seine heranwachsende Trägerin, und während die anderen hübschen und derben Töchter des Müllers bald von Freiern hinweggeholt wur-

den, blieb die unschöne, hager und seltsam geartete Lene einsam und unbegeehrt.

Aber die Schicksale der Menschen werden durch Zufälligkeiten bestimmt. Die Waise der Müllerin war im Elfsässischen verheiratet. Zu ihr ward die Lene geschickt, da keine Aussicht auf sonstige Versorgung für sie schien, um sich für einen besseren Dienst in der Stadt auszubilden. Sie erwies sich wieder Erwarten als fleißig und anständig, und als sie sich einige Fertigkeiten und etwas äußeren Schliß angeeignet hatte, nahm sie Stellung als eines der vielbegehrten, deutschen „Mädchen für alles“ in einem vornehmen Haus in Paris. Hier lernte sie die Vorliebe der Pariser für Tiere aller Art, besonders für Hunde, kennen. Es gab in der Hauptstadt eine ganze Anzahl sogenannter „amateurs de chiens“. Der Baron de Nordury, ein Freund des Hauses, hielt sich nur aus Liebhaberei etwa 400 Hunde in drei eigens zu diesem Zwecke errichteten Gebäuden. Vornehme Familien setzten ihren Ehrgeiz darein, sich mit auserlesenen Exemplaren teurer Rassenhunde zu umgeben. Die Pariser Modedamen betrachteten den zierlichen Schoß- oder den feingebauten Begleithund als eine beinahe unerlässliche Ergänzung zu der Eleganz ihrer äußeren Erscheinung; kein vornehmes Damengefährt rollte ins „Bois de Boulogne“, kein Auto fuhr zum Rennen, ohne daß neben dessen seidenrauschender Insassin oder an der Seite des Lenkers auf dem Vorderstuhle sich nicht ein feintrassiger Hundekopf gezeigt hätte. Dieser Vorliebe der Pariser kam natürlich die Geschäftsspekulation bereitwillig entgegen. Hinter den spiegelnden Scheiben der Schaufenster in der rue Castiglione und Duphot lagen auf sammetenen Kissen, mit zierlichen Schleifen angetan, Hunde von reinstem Stamm- baum und erlesener Rasseschönheit, die bei Ausstellungen Preise erhalten hatten, zum Verkaufe ausgestellt, und eine Forderung von 10- bis 12 000 Frs. erschien den reichen Kaufliebhabern für solch ein erlesenes Tier durchaus nicht allzuhoch. Damen aus besten Familien befaßten sich mit der Aufzucht von Hunden und bestritten von dem Erlös ihren Kleider- und Juwelenuxus. Eine große Anzahl von Leuten aller Stände und Bildungsstufen fand durch die Pflege und den Verkauf edler Rassehunde in Paris eine auskömmliche und sichere Existenz. Da erwachte auch in der Lene (jetzt vornehm „Madeleine“ geheißene) wieder die „große Leidenschaft ihres Lebens“, wie sie ihre Tierliebe etwas überschwänglich nannte. Sie war inzwischen in ihrer Stellung bis zum Kammermädchen aufgerückt und dabei sprachkundig und weltgewandt geworden. Nun gab sie mit Freuden das Dienen auf und richtete mit dem bescheidenen Erbeil, das ihr inzwischen von Zuhause zugefallen war, und mit 5000 selbsterparten Franken einen kleinen Tierpark ein, — die Müllerlene aus dem Thüringerland ward zum „Hundemütterchen“ von Paris.

Am Quai d'Autueil, bei der Mirabeaubrücke, in guter Stadtgegend lag das Hundeheim. Ein geräumiger Grasgarten — eine wahre Oase inmitten von Paris — zog sich an der Rückseite des Häuschens den Fluß entlang; in diesem Garten standen die Hundezwinger. Sie öffneten sich oft, um den Vierfüßlern Gelegenheit zu geben, sich nach Herzenslust im Grünen zu wälzen; oder das Hundemütterchen führte seine Lieblinge am Wasser entlang spazieren. Nach einigen Jahren sorgfältigster Aufzucht bildeten etwa 70 Hunde aller Rassen Lenes ständige „Familie“. Sie bestanden zum großen Teil aus den damals in Frankreich so sehr beliebten deutschen Schäferhunden, (seit dem Kriege hat man versucht, ihre Abstammung umzulügen) auch französische Bulldoggen mit ihrem originellen, trohig-bärbeißigen Ausdruck, feingliedrige Windspiele und majestätische Bernhardinerhunde waren darunter. Wie lustig fauste der deutsche Schäferhund „Wolf“ den Quai entlang und faßte die barfüßigen Pariser Straßjungen mehr neckisch als angriffslustig am Hofenbein; wie treuherzig wußte „Nero“ die Pfote zu geben und welche Anhänglichkeit entwickelte „Bijou“, der weiße Pudel! Er wich dem „Hundemütterchen“ nicht von der Seite, er schien alles zu verstehen was das alternde Mädchen auf dem Herzen hatte. Allmählich vergrößerte sich die Familie noch um eine Anzahl wunderschöner Angora-

fazgen, blaugraue, siamesische und gelbe mit schwarzen Ohren, und es war Lenes Stolz, daß die anfänglichen Balgereien zwischen ihren Schützlingen in kurzer Zeit völliger Harmonie Platz machten und die alte Feindschaft zwischen Hund und Katze in ihrem Tierheim aufgehoben schien. In schönster Eintracht lagen „Mies-Mies“ und „Nero“ zusammen in der Sonne und manchmal räkelte sich sogar die schöne Siamesin voll Wohlbehagen auf dem breiten Rücken des Bernhardiners. Schließlich schaffte sich Lene auch noch einige Kapuzineräffchen an — ein von den Pariser Tierliebhabern gleichfalls begehrter Artikel, — und wie sie so inmitten ihrer geliebten Tierwelt, in ihrem idyllischen Häuschen am Quai d'Autueil dahinlebte, da schien der Traum ihrer Kindheit erfüllt, da war sie beinahe wunschlos glücklich.

Freilich kam das „Hundemütterchen“ in seltsamen Zwiespalt mit seinen Gefühlen, wenn seine Lieblinge immer wieder in fremde Hände übergingen. Um die hohen Kosten des Unterhaltes der Tiere zu bestreiten, mußten natürlich häufig Verkäufe abgeschlossen werden, und jede Trennung von ihren Schützlingen schnitt der Lene ins Herz, so froh und dankbar sie auch andererseits die Goldstücke entgegennahm aus der Hand der Reichen und Großen von Paris. (Schluß folgt.)



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.
Ein Frauen-Ehrenzeichen für die Ablehnung
der neuen Mode.

Man schreibt uns: In Zeiten, die man aus irgend einem Grunde die „alten“ zu nennen pflegt, hat die hohe Obrigkeit wiederholt zu füroralischen „Ordnungen“ gegriffen, um Dingen zu steuern, in denen sie eine Schädigung des „gemeinen Wesens“ erblickte. Heutzutage, wo der Krieg die Volksgenossen wieder näher zusammenschürften und aufeinander Rücksicht zu nehmen zwingt, und es abermals gilt, die „Hoffart und Uppigkeit“ des Einzelnen, wie man ehedem sagte, oder den sacro egoismo des Individuums, wie man es neuerdings heißt, einzudämmen, da erscheinen nun die verzagten Städtischen, Landesherrlichen und Reichs-Ordnungen wieder in neuem Gewande als Vorschriften über Bestands-Erhebung, Beschlagnahme, Verbrauch von Nahrungsmitteln, Metallen, Stoffen usw., als Einfuhrverbote für entbehrliche Gegenstände usw. Aber! Es gibt jetzt einen feinen Unterschied: allerdings sind Nahrungsmittel und Stoffe beschlagnahmbar, jedoch dürfen erstere bei Strafe lediglich in ganz bestimmten Umfang verbraucht werden, sie dienen für des Lebens Unterhalt — Stoffe hingegen dürfen fast nach Willkür vergeudet werden, sie dienen für die Laune der Frauenmode. Der gute Pastor Andreas Musculus aus Frankfurt a. O. (1514—81) mag also nochmals Recht behalten mit seiner Klageschrift wider den Modeteufel: „Deh jetzigen Weltbeschreuten verachten und verlachten Al modo Kleider Teuffels Alt-Batter.“ Nur daß aus seinem „pludrichten Dofenteufel“ heutzutage ein pludrichter Modeteufel geworden ist! Umsonst haben einst auch alle die Kleider-Ordnungen“ vom 15.—18. Jhd. gegen unsinnigen Prunk und Aufwand namentlich der Frauenkleidung gekämpft; Geiler von Kappfersberg mußte von der Sucht seiner Zeitgenossinnen für modische Kleider bekennen: „sie wollen lieber, daß sie die Wilben essen, als daß sie es armen Leuten geben“, und von den Kleider-Ordnungen galt im allgemeinen, was der Berliner Bürgermeister 1604 von ihnen sagte: „Seint libel damit angelassen und ist nichts ad effectum kommen.“ Das alamodische Theatrum muliebre läßt sich nicht beirren durch das Theatrum bellicum — so war es immer, und darum haben wir jetzt wieder „aufliegende Kleider in großem Umfchwweif“ und „überflüssige Kostbarkeit auf allerlei Kleidern“ als die neue, die „Deutsche Mode“!! Ist sie denn das? Nein! Man sehe sich doch nur die französischen Modebilder in französischen Tageszeitungen an, und auf den ersten Blick wird man zugeben, daß der Gedanke zu dieser „deutschen“ Mode vom Scheitel bis zur Bebe eine Ur-Eingebung Pariser Geistes ist! Trauris, aber wahr das drastische Bild: die männlichen „bodes“ im Eisenbägel der französischen Granoten, die weiblichen in Verzückung vor dem Pariser mannequin. Vermag das jetzt wirklich nicht anders zu sein? Und läßt auch volkswirtschaftlich diese Ver-

gebung an Kleiderstoff, der doch jetzt kostbar ist, sich irgendwie rechtfertigen? Schwerlich, denn wozu sonst die vorbeugenden Maßnahmen für die Textil-Industrie. So wie jetzt mit unserer Damenmode kann es nicht weitergehen. Mit „Kleiderordnungen“ ist aber, wie die Geschichte lehrt, nicht zu helfen. Vielleicht hat es mehr Aussicht, wenn die Abhilfe in die Hand der Frauen selbst gelegt wird. Wie wäre es daher mit folgendem Vorschlag: Die Damen, welche aus den nahe-liegenden vaterländischen Beweggründen bekunden wollen, daß sie davon absehen, die neue Mode mitzumachen, lösen ein Enthaltungs-Zeichen; dasselbe stellt in schlichter künstlicher Form eine Karaffe (für Gürtel oder Hut), einen Arm-reiß oder eine Brosche dar. Es ist eine Frauen-Ehrenzeichen. Seine Wahl, Herstellung und seinen Vertrieb übernehmen die verschiedenen Frauen-Vereinigungen und den Erlös wenden diese ihrer oder der öffentlichen Kriegsfürsorge, am füngemäßigsten: der Verwundetenbekleidung zu. Wer nimmt diese gemeinnützige Sache in die Hand?

Nächtliches Tierleben in den Vogesen.

In besonders ruhigen Nächten hat hin und wieder man auch im Feld Gelegenheit, das nächtliche Leben und Treiben der Tiere zu beobachten. Wo die Gräben sehr nahe beisammen sind, sieht und hört man freilich bloß von Matten und Mäusen, die man aber weiter nicht mehr beachtet, da sie uns in den Unterständen Unterhaltung genug bieten. Wo jedoch die beiderseitigen Stellungen etwas weiter auseinander liegen, lassen sich auch größere und scheuere Tiere sehen. Besonders Eulen gibt es hier in den felsigen, bis an die Kruppe bewaldeten Vogesenbergen genug, und ihr „Duhuhuhuh“ kann man die ganze Nacht hören. Wenn es nicht gar zu dunkel ist, sieht man auch hin und wieder eine mit welchem Flügel Schlag sehr nieder über die Erde streichend. Sie finden in den zahlreichen Matten und Mäusen reichliche Nahrung. Daß sie auch der Kleineren nicht weit von uns, ein durchdringendes, quietschendes Geschrei, eines aus dem Schlaf aufschreckenden überfallenen Vogels. Kürzlich stand ich auf Posten an einer aus Steinen lose aufgeschichteten Mauer, neben einem schmalen Bächlein. Da rauschte es unter den Steinen und hart neben mir kam ein Wiesel hervor, schlüpfte sich zum Bächlein, rannte an demselben auf und ab, fand aber keine Möglichkeit hinüber zu kommen. Es kroch wieder unter die Steine zurück, kam wieder hervor, endlich schien es das Auslöse seiner Versuche eingesehen zu haben und verschwand. Sehr oft hört man auch nachts das ferne Gebell einiger Füchse, welche Berg und Thal nach etwas Fressbarem absuchen, um ihren Heißhunger zu stillen. Ihre Tafel ist schlecht bestellt zur Kriegszeit, da wenig Wild sich zwischen und hinter den Stellungen aufhält und auch in den kleinen, zusammengeschossenen Gebüschen jetzt kein Geßlitzel zu holen ist. Ganz nahe kommen die roten Gefellen manchmal an uns heran, fortwährend ihr beiseres: „Hauhauban“ ausstößend. Kürzlich, ich stand auf Posten, mußte ein solcher Bürsche von schrecklichem Hunger geplagt sein, talauf, talab hörte man sein Gebell, bald nah, bald entfernt. Plötzlich, nicht weit von uns, ein durchdringendes, quietschendes Geschrei. Meister Meinede hatte ein armes Däschen erwischt. Nun war's rubig bis gegen Morgen. Auf einmal wieder nächtliches Geschrei, diesmal aber von einem Mädchen. Auf einmal ist das Geschrei verstummt und wir hören das wütende Gebell des Fuchses, welcher gerade auf uns zukommen mußte. Etwas Weißes springt neben uns über den Weg, dem zerhockenen Däule zu. Das Mädchen ist dem Mordbuben entwischt. Der Fuchs mußte uns gezwangt haben, denn sein Gebell entfernte sich immer mehr. Im Schnee sieht man morgens oft frühe Fuchsspuren bis zu unsern Unterständen. Dafen bekommt man auch hin und wieder zu Gesicht, seltener Wildschweine. Einmal beobachteten wir in der Dämmerung einige Wildhühner und einen prachtvollen Hahn in nächster Nähe. Der Hahn blühte oberhalb der Dübner von Ruch zu Ruch.

Peter Kolesaer erzählt im „Heimgarten“:

Einer der gefangenen Russen, der etwas deutsch sprach, wunderte sich geringschädig, daß es in unserem Dorfe lauter so schwächliches und tränkliches Mannsvolk gebe. Da wäre in Rußland doch ein ganz anderer Menschenschlag! Darauf gab ihm der alte Gemeinbediener zur Antwort: „Oh, mein Herr, wir haben schon auch starke Männer. Die haben wir euch entaenagelicht. Sibt ihr sie nicht begegnet?“ Da schwieg der Russe.

Mein Nachbar, der Uhrmacher, ging auf der Straße spazieren. Da kam ein kleiner fremder Mann auf ihn zu und hielt ihm eine Taschenuhr vor: „Herr, wollen Sie mir abkaufen diese Uhr? Sie ist wert zwanzig Kronen, der Herr sollen sie haben

um sehne. Ich brauche Geld, weil ich bin etwas in der Not.“ Mein Nachbar betrachtete die Uhr und sagte dann: „Glauben Sie denn, mein Lieber, daß ich zu jenen gehöre, die aus der Not anderer Vorteil ziehen? Wie dürfte ich nur zehn Kronen für die Uhr geben, wenn sie zwanzig wert ist? Uebrigens habe ich von dieser Gattung Chronometer heute schon drei Stück verkauft, je zu sechs Kronen, wobei ich noch meinen Gewinn hatte.“ Und ließ den verdubten Händler auf der Straße stehen.

„Mir geht's halt alleweil alles schön nach meinem Willen“, sagte ein alter Mann mit dem Bettelkorb, „weil ich will, was Gott will“. Lei lassen! nennt man das auf Kärntnerisch. Der Mann will, was Gott will, und Gott will, daß er mit dem Bettelkorb umgehen soll. Gott wird für diesen Willen seine Gründe haben; der Mann wird nicht recht haben arbeiten und haufen wollen, vielleicht hat er sein Sachel vertronken, verspielt, hat für nichts gesorot, hat alles anderen überlassen. Dann wollte ihn der Herrgott zum Bettelmann machen. Nun, wenn der Alte damit zufrieden ist, wenn ihm wirklich alles recht ist, was geschieht, dann hat er's so gut wie der mächtigste König, bei dem alles geschieht, was er will. Zuletzt kommt es ja gar nicht drauf an, ob es ein Federbett ist oder ein Holzbrett, wenn man nur gut drauf schläft. Wer auch auf dem Holzbrett gut schläft, der hat viel voraus.



Luftige Ecke.

„Uebrigens, alter Junge, erinnerst du dich, daß du vor einem halben Jahre zehn Mark von mir geborot hast?“ — „Ja.“ — „Aber du sagtest, du wünschtest sie nur für kurze Zeit.“ — „Und ich habe die Wahrheit gesprochen. Ich habe sie keine zwanzig Minuten behalten.“

Eine gewisse Dame verlangt von ihren Kindern sofortigen und unbedingten Gehorsam. Eines Nachmittags war ein Sturm im Anzuge, und sie beauftragte ihren kleinen Sohn, die zu dem flachen Dach des Hauses führende Falltür zu schließen. „Aber Mutter“, begann Hans. — „Hans, ich sagte dir, die Falltür sollest du schließen.“ — „Ja, aber Mutter.“ — „Hans, mach' die Falltür zu!“ — „Gewiß, Mutter, wenn du es sagst, aber.“ — „Hans!“ — Worauf Hans langsam die Treppe hinauffrag und die Falltür schloß. Zwei Stunden später versammelte sich die Familie zum Essen, aber Tante Marie, die bei ihr zu Besuch weilte, fehlte. Die Mutter brauchte nicht viele Fragen zu stellen. Hans beantwortete gleich die erste: „Sie ist auf dem Dach, Mutter.“

Ein weiser Kavallerieoffizier hat ein wachames Auge auf die Pferde seines Kommandos, da vielleicht von ihrer guten Verfassung der Ausgang des nächsten Scharmüßels abhängt. Ein Wachtmeister verlor die Geduld bei einem gar zu dämlichen Meltruten. „Treten Sie niemals von Hinten an die Pferde heran, ohne zu sprechen“, sagte er. „Wenn Sie's tun, werden sie Ihnen einen Duffschlag vor Ihren harten Dickopf geben, und das Ende vom Liede wird sein, daß wir nur noch lahme Gänle in der Schwadron haben.“

Aufmerksamer Herr: „Entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber Ihr Haar löst sich.“ — Dame (sich umwendend): „Meins?“ — Aufmerksamer Herr: „Ich glaube, es ist das Ihrige, gnädige Frau.“

„Frits“, erkundigte sich die Mutter, „hast du dein Gesicht gewaschen, ehe deine Klavierlehrerin kam?“ — „Ja, Mama.“ — „Und deine Hände?“ — „Ja, Mama.“ — „Und deine Ohren?“ — „Jawohl, Mama, ich habe das Ohr gewaschen, das ihr am nächsten sein würde.“

„Wenn irgend jemand hier“, rief der Temperenzredner, „ein ebrliches Geschäft nennen kann, dem durch die Wirkschaften aufgeholfen ist, will ich den Rest meines Lebens für die Alkohollente arbeiten.“ — Unter den Zuhörern erhob sich ein Herr. „Ich betrachte mein Geschäft als ein ebrliches“, sprach er, „und die Wirkschaften haben viel zu meinem Vorankommen beiaetragen.“ — „Was für ein Geschäft haben Sie?“ — „Ich habe ein Beerdiunngsgeschäft“, war die Antwort.“

